

Arbitrium 2 (1984), 230-240

**Gebhard Rusch/Siegfried J. Schmidt**, *Das Voraussetzungssystem Georg Trakls*. (Konzeption Empirische Literaturwissenschaft. Hg. von der Arbeitsgruppe NIKOL, Bd. 6) Vieweg, Braunschweig 1983. 345 S., DM 64,-. – **Siegfried J. Schmidt**, *Grundriß der Empirischen Literaturwissenschaft*. Teilbd. 1: *Der gesellschaftliche Handlungsbereich Literatur*. Teilbd. 2: *Zur Rekonstruktion literaturwissenschaftlicher Fragestellungen in einer Empirischen Theorie der Literatur*. (Konzeption Empirische Literaturwissenschaft, Bd. 1) Vieweg, Braunschweig 1980 und 1982. XVI/347 S. und XI/246 S.; DM 39,80 und DM 48,-

[...] wie sonst das Zeugen Mode war,  
Erklären wir für eitel Possen.

Seit einem guten Dutzend von Jahren arbeitet Siegfried J. Schmidt an ‚einer‘ Literaturwissenschaft. Was sonst diesen Namen trug, wurde als ‚vorparadigmatisch‘ beiseite geräumt, und auf dem planierten Terrain konnte der ‚Grundriß‘ für den Neubau entworfen werden. Die Metaphern sind nicht willkürlich: Schmidt geht es, wie er immer wieder betont, um ‚Konstruktion‘. Aus erkenntnistheoretischen (H. F. Maturana) und wissenschaftstheoretischen (Kuhn, Sneed) Prämissen sollen in einer Art technologischer Anwendung die Elemente dieser neuen Wissenschaft deduziert werden. Das Verfahren wirft manche Frage auf, etwa: Ist unser Wissenschafts-Wissen vollständig genug, um nicht nur zu Kritik und Verbesserung, sondern zur Neukonstruktion eingesetzt zu werden? Führt von Sneeds mengentheoretischer Beschreibung von Theorien ein Weg zu empirisch gehaltvollen einzelwissenschaftlichen Hypothesen? Geht es beim ‚Theorienetz‘, das Schmidt so überaus flächendeckend und konsistent auswirft, überhaupt um empirisch gehaltvolle Theorien, oder handelt es sich um ein ‚Netz‘ miteinander, doch auch mit jedem denkbaren empirischen Befund verträglicher Begriffe, um einen empirisch leeren Geschäftsverteilungsplan für die Arbeit künftiger Wissenschaftler-Generationen? Oder um eine Mischung von beidem? – Fragen dieser Art konnten nicht so recht

beantwortet werden, denn noch fehlte ein wesentlicher, unentbehrlicher Teil des ‚neuen Paradigma‘.

Th. S. Kuhn hatte sich genötigt gesehen, seinen mehrdeutigen Begriff des ‚Paradigma‘ aufzuspalten in den der ‚disziplinären Matrix‘, also etwa der Menge jeweils in einer Wissenschaft geltender Regeln, und den des ‚Musterbeispiels‘ (‚exemplar‘), also der Menge vorbildlicher Problemlösungen, die sowohl als sinnliche Illustration wie als Beweis der problemlösenden Kraft des jeweiligen ‚Paradigma‘ gilt.<sup>1</sup> Im Sinne dieser Unterscheidung hatte Schmidt vorläufig nur an der Matrix gearbeitet. Nun widerspricht es eigentlich geschichtlicher Erfahrung, daß erst die Matrix detailliert entworfen und das Musterbeispiel nachgeliefert wird. Aber vielleicht verhält es sich da wie mit der Henne und dem Ei. Jedenfalls: Der Befürchtung, es könne bei einer dauernden Größenzunahme der Henne sein Bewenden haben, scheint abgeholfen.

Daß Rusch und Schmidt sich ausgerechnet Trakl zum Gegenstand wählen, hat guten Sinn. Gerade an einem so schwierigen Autor werden die Grenzen der herkömmlichen Literaturwissenschaft besonders deutlich, und deshalb könnte gerade durch neue Erkenntnisse zu Trakl die Leistungsfähigkeit der neuen Konzeption gleichfalls besonders deutlich demonstriert werden.

Mit dieser Erwartung jedenfalls könnte man das Buch lesen, und wenn man zunächst die Einleitungskapitel 1 bis 3 ignoriert, ergibt sich das folgende Bild: Im Kapitel 4 werden „Daten aus Georg Trakls Leben“ zusammengestellt (S. 39–173). Es handelt sich dabei fast ausschließlich um einen Abdruck von Lebens-Dokumenten aus der Historisch-Kritischen Ausgabe und anderen bekannten Dokumentationen. Das 5. Kapitel bringt im ersten Teil (S. 174–191) einen zweiten Datenblock: „Der zeitgenössische Kontext“. Hier werden Daten zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte und zur politischen Geschichte aufgelistet. Der zweite Teil des Kapitels (S. 192–223) liefert „Aspekte des sozio-kulturellen Kontexts“, d. h. eine kurze Skizze der ‚Jahrhundertwende‘ und eine längere zum ‚Expressionismus‘, mit vielen Namen und vielen Stichwort-Reihen. Da diese Kompilationen ausdrücklich „ohne speziellen Bezug auf Trakl“ vorgenommen wurden (S. 15), hätte wohl auch ein Abdruck aus dem Ploetz und dem Frenzel genügt. Fast zwei Drittel des Buches sind nun schon gefüllt – mit Dingen, welche von der herkömmlichen Literaturwissenschaft entweder im Zettelkasten oder in den Anmerkungen oder im Papierkorb untergebracht werden. –

Im 6. Kapitel, betitelt: „Aspekte der Sprachverwendung im Werk G. Trakls“, nähern wir uns dem, was herkömmlich unter literaturwissenschaftlicher Arbeit verstanden wird. Den ersten Teil bildet ein Forschungsbericht, hier distanziert als ‚Aspekte der Trakl-Rezeption‘ angekündigt. Der Bericht konzentriert sich auf den Zeitraum 1950–1970, und wer mit der Trakl-Forschung vertraut ist, wird es Rusch und Schmidt hoch anrechnen, daß sie nicht der Verführung erlegen sind, hier ein Horror-Kabinett vorzuführen. Gleichwohl müssen sie, zu Recht, nach 17 kleingedruckten Seiten konstatieren: „Zu den wenigen Konstanten der Trakl-Philologie, in der es zu nahezu allen Thesen konträre Thesen gibt, gehört der Topos von der ‚Dunkelheit‘“ (S. 242). Im zweiten Teil des Kapitels werden „Besonderheiten der Sprachverwendung im Werk Trakls empirisch“ ermittelt (S. 259). Hier werden Befunde aus Arbeiten berichtet, die dem Kreis um Schmidt entstammen, und in denen bestimmte sprachliche Befunde mit relativ einfachen Mitteln quantifiziert wurden: Daß der Stil zunehmend parataktisch wird, daß die Verweis-Formen ungrammatisch werden, die syntaktischen Ambiguitäten zunehmen, die Farbadjektive ihre Lokalfarben-Funktion verlieren usw.

<sup>1</sup> Thomas S. Kuhn, *Die Entstehung des Neuen*. Frankfurt 1978, S. 389ff. – In Schmidts Zusammenfassung („The Empirical Science of Literature“; in: *Poetics* 12 (1983), S. 19–34, hierzu S. 20) wird das ‚Musterbeispiel‘ bedenkllicherweise zu einem von vier Elementen gleichen Ranges heruntergestuft. Doch in *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*“ (dt. Frankfurt 1973) konstatiert Kuhn sogar, „die konkrete wissenschaftliche Leistung als ‚Ort‘ fachwissenschaftlicher Bindung“ sei „vor den verschiedenen Begriffen, Gesetzen, Theorien und Standpunkten“ da, „die von ihr abstrahiert werden“ (S. 29, Hervorhebung von mir).

Man wußte diese Dinge zwar schon länger, aber es macht immer Freude, wenn eine ‚intuitive‘ Erkenntnis durch Quantifizierung bestätigt wird. Es ist wohl der interessanteste Teil des Buches. Das Thema Rezeption gibt den Verfassern sodann Gelegenheit, eine der Lieblingsideen Schmidts zu explizieren, daß nämlich – grob gesagt – Interpretationen grundsätzlich nicht nach dem Grad ihrer Textadäquatheit beurteilt werden können. Mit dem Thema selbst hat das wenig zu tun. Die Autoren erklären auch dieses Kapitel zu einem Daten-Kapitel (S. 297), so daß also die Relation von Daten und Auswertung sich weiter verschiebt, nun zu einer Relation von etwa 7 : 1

Bleibt also das letzte Kapitel, die Krönung, welche die Datenparataxe – ja, was ist es eigentlich, was man nun erwarten darf? Ziel sei es, „einen möglichst expliziten Zusammenhang herzustellen zwischen Trakls Voraussetzungssystem und bestimmten Charakteristika bzw. Tendenzen seines Werkes“ (S. 297). Dazu aber kommt es nicht. Die Autoren folgen der Reihenfolge der Daten-Blöcke. Zunächst wird Trakl ‚individualpsychologisch‘ charakterisiert. Zu diesem Zweck wird Theodor Spoerri, ‚anthropographisches‘ Trakl-Buch von 1954 referiert, was die Autoren zu dem Schluß führt, ihres Erachtens gebe es keine ausreichende Grundlage, Trakl für geisteskrank zu erklären. Dann wird Trakl von den Autoren selbst ‚sozialpsychologisch-identitätstheoretisch‘ charakterisiert. Es zeigen sich „Entwicklungstendenzen“, die auf eine „Identitätsdiffusion“ weisen: Das Scheitern der Schullaufbahn führe zum Aufbau einer negativen Identität, auch im bürgerlichen Berufsleben sei er gescheitert, die schwer durchschaubare Beziehung zur Schwester führe zum „Komplex von Schuld-Sühne-Bestrafung-Verdammtheit“, mit zunehmendem Alter gelinge es ihm immer weniger, „die Ambiguitäten und Konflikte der Rollenerwartungen und Rollenorientierungen und der Persönlichkeitsstrukturen [...] auszugleichen“, und auch mit Drogen hat er experimentiert. Damit auch die Daten zum sozio-kulturellen Kontext Funktion erhalten, wird sodann nach „intuitiv einleuchtenden Parallelen“ (!) zwischen Kontext und *Leben* gesucht (S. 312), und da stellt sich heraus, daß Trakl die objektive Krise der bürgerlichen Gesellschaft „primär als individuelle, subjektive Krise“ erlebte, ohne sie zu analysieren oder gar die Krisen-gründe zu ändern. Schließlich wird noch der Sprachverwendungs-Datenblock ausgewertet, eine Tendenz zunehmender Deskriptivität festgestellt, worin auch die Nähe zu Hölderlin gründe; Ursache sei der Rückzug auf eine Privat-, ‚Wahrheit‘. Hier würde man bei einer Seminararbeit an den Rand ein ‚gut‘ schreiben, nicht weil es neu ist, sondern weil die Verfasser anscheinend etwas begriffen haben.

Die Ergebnisse sind kärglich, und je mehr man sich dem Schluß nähert, je mehr findet man Formeln dieser Art: „[...] mangels Daten und Theorien nur als spekulativ zu bezeichnen [...]“ (S. 307), „spekulative Skizzen [...]“, die langfristig durch Aufbau eines Theoriennetzes aus empirischen Theorien der sozialen, ökonomischen, politischen und kulturellen Entwicklung verbessert werden müssen“ (S. 311), „Andeutungen z. T. spekulativer Natur“, weil „keine detaillierten empirisch bestätigten Theorien [...] und die Datenlage“ (S. 311), „Angesichts dieser theoretisch wie empirisch unbefriedigenden Situation [...]“ (S. 312), „aus psychologischen und literaturtheoretischen Gründen schwer zu ermitteln“ (S. 319). „Mangels Daten und Theorien spekulativ“, das war die herkömmliche Literaturwissenschaft auch, aber selten ist Ratlosigkeit so anspruchsvoll formuliert worden: „Die bisher verfügbaren Theorien zu Persönlichkeit und Literaturproduktion erlauben u. E. keine präzisen Behauptungen über den Zusammenhang zwischen Faktoren des Voraussetzungssystems und Charakteristika der Literarischen Produktion [...]. In jedem Fall aber wird man feststellen müssen, daß literarische Produktionsverfahren *im Rahmen und unter den spezifischen Bedingungen des Voraussetzungssystems* und in potentieller Interdependenz mit allen Elementen dieses Systems angewendet werden *müssen*“ (S. 323). Wir wissen noch immer nicht, wie der Zusammenhang funktioniert, aber da sein *muß* einer, was schon vorher zu vermuten war.

Ein Windei also? Eines, für dessen Mängel der Grund sogleich wieder darin gesucht wird, daß die Henne noch immer nicht genug gemästet worden ist?

Eine Blamage des ‚neuen Paradigma‘ ist das Buch nur dann, wenn wir seine Ergebnisse mit denen der herkömmlichen Literaturwissenschaft vergleichen.

Doch die theoretische Einleitung warnt vor solchem Vorgehen. Das in diesem Buch dargelegte „Wissen kann nicht umstandslos verglichen werden mit Ergebnissen anderer Strategien der Wissensgewinnung und Wissensbewertung; das heißt, ein Dialog mit Trakl-Philologie oder Literaturhistorie kann nur unter Einschluß erkenntnistheoretischer und wissenschaftstheoretischer Dimensionen geführt werden, um nicht Unvergleichbares miteinander zu vergleichen. [...] Selbst wenn also Ergebnisse herauskommen, die denen anderer Trakl-Arbeiten zu ähneln scheinen, besagt das nicht, daß wir einfach nur nutzlose Doppelarbeit geleistet haben; denn es geht uns [...] um einen Beitrag zur Empirischen Literaturwissenschaft, nicht primär um einen Beitrag zur Trakl-Philologie“ (S. 11). – „Es gibt keine wissenschaftliche Wahrheit (A. Einstein)“ prangt als Motto über einem Kapitel (man hätte gern den genauen Stellennachweis, um den Kontext prüfen zu können). Eine der Kapitelüberschriften lautet: „Es gibt keine Annäherung an die ‚historische Wahrheit‘“ (S. 9), und sogar in einer Anmerkung muß noch einmal wiederholt werden: „Mit einem Modell objektiver Wahrheit arbeiten wir deshalb nicht, weil eine Aussage oder ein Faktum nicht an sich wahr sind, sondern je nach den intersubjektiven Wahrheitskriterien handelnder Systeme für wahr gehalten werden.“ (S. 326)

In der Tat, man muß die Diskussion „unter Einschluß erkenntnistheoretischer und wissenschaftstheoretischer Dimensionen“ führen und die Voraussetzungen dieses merkwürdigen Buches prüfen.<sup>2</sup> Es gehe nicht um ‚Wahrheit‘, sondern um Plausibilität. „Diese Plausibilität ist nun [...] nicht abhängig von so etwas wie objektiver historischer Wahrheit, sondern abhängig von den Kategorien, die in einer Forschergemeinschaft [...] für die Plausibilität [...] gelten.“ (S. 297) Der „Objektivitätsbegriff“ werde „festgemacht am Subjekt, an der wissenschaftstreibenden Gruppe und den in ihr geltenden Regeln des Konsensus über Aussagen“ (S. 8). Der Wertmaßstab für Aussagen ist die „Vereinbarkeit mit den methodologischen Werten, die die kulturelle Einheitlichkeit der Mitglieder einer sozialen Gruppe (auch einer Wissenschaftlergruppe) bestimmen.“ (S. 11) Konkret gewendet hieße das: Wissenschaftlergruppen sind religiöse Sekten, haben allerdings die Idee der Wahrheit aufgegeben, – und darüber, weshalb und mit welchen Mitteln sie andere überzeugen wollen, können nur noch sehr finstere Vermutungen angestellt werden. Das mag gelegentlich ein zutreffender empirischer Befund sein, – aber wie kann man das zum *Programm* einer neuen Wissenschaft machen?

Verzichten wir auf forschungspsychologische Vermutungen, prüfen wir die Argumentation. – Schmidts Darstellung in *Poetics* (s. o. Anm. 1) beginnt mit „Epistemological foundations“, es folgen „Meta-theoretical foundations“, dann kommt die Skizze der ‚Theorie‘. Auch sonst ist immer wieder von ‚Basis‘ oder ‚Grundlagen‘ oder ‚Fundierung‘ die Rede. Das ist offenbar nicht nur redensartlich gemeint, sondern ist eine durchgängige Grundfigur. Nun ist der Gedanke verführerisch: Ehe man eine Wissenschaft betreiben kann, muß man Rechenschaft ablegen über die Wissenschaftstheorie, die sie begründet, und da die Wissenschaftstheorie ihrer-

<sup>2</sup> Das würde allerdings bedeuten, daß auch die Kuhn'sche Dichotomie ‚Normalwissenschaft‘/ ‚Revolutionäre Wissenschaft‘ (und Schmidts Rede vom ‚vorparadigmatischen‘ Zustand) hier zu diskutieren wäre. Obwohl ich die Verdinglichung dieser Konstrukte für einen Fehler des Ansatzes halte, lasse ich die Sache aus Umfangsgründen auf sich beruhen. Vgl. jedoch z. B. Stephen Toulmin, „Ist die Unterscheidung zwischen Normalwissenschaft und revolutionärer Wissenschaft stichhaltig?“ In: I. Lakatos und A. Musgrave (Hgg.), *Kritik und Erkenntnisfortschritt*. Braunschweig 1974, S. 39–47.

seits begründungsbedürftig ist, muß man zurückgreifen auf eine Erkenntnistheorie, die freilich ihrerseits wieder begründet werden müßte, usw. – Schmidt ist bei seinem Unternehmen der ‚Konstruktion‘ einer Wissenschaft in eine Falle gelaufen, die dem wissenschaftstheoretisch Versierten offenbar zu trivial erschien, um ihr allzu großes Augenmerk zu schenken, nämlich ins ‚Münchhausen-Trilemma‘.

Hans Albert<sup>3</sup> hat mit diesem Namen den Sachverhalt bezeichnet, daß, wer nach sicheren Anfängen der Erkenntnis sucht, unweigerlich entweder in einen infiniten Begründungsregreß gerät oder in einen logischen Zirkel oder zu einem willkürlichen Abbruch des Begründungsverfahrens gezwungen ist (Dogmatisierung). Deshalb vertritt er, mit Popper, die Auffassung, daß das klassische Rationalitätsmodell, das nach Begründung und Rechtfertigung trachtet, ersetzt werden muß durch ein kritisches (unter dem Markenzeichen ‚Kritischer Rationalismus‘), das nicht dem Prinzip der zureichenden Begründung, sondern dem der kritischen Prüfung folgt. Natürlich weiß auch Schmidt, daß die Suche nach dem archimedischen Punkt der Erkenntnis fruchtlos ist. Aber er bleibt trotzdem beim klassischen Rationalitätsmodell, ‚löst‘ das Problem auf zirkuläre Art, und wie er das tut, ist immerhin imponant. Sein Gewißheitsbedürfnis wirft sich auf das Kriterium der logischen Konsistenz. Diese aber läßt sich am ehesten herstellen durch definitorisch-tautologisierende, abgehobene Modellkonstruktionen und zirkuläre Verfahren. Allerdings bedürfen auch sie einer Rechtfertigung, zumal sie normalerweise als dubios gelten.

Als erkenntnistheoretische ‚Fundierung‘ für diesen Zweck verwendet Schmidt die erkenntnisbiologischen Thesen von Humberto R. Maturana.<sup>4</sup> Zur Charakterisierung genügt vielleicht der Hinweis, daß Maturana von der systemtheoretischen Modellvorstellung ausgeht, alle Organismen seien abgeschlossene, selbstreferentielle, homöostatische, zirkulär organisierte, ‚autopoietische‘ Systeme, die sich, wie Schmidt es nennt, ein internes ‚Wirklichkeitsmodell‘ aufbauen und erhalten, von dem sie meinen, es wäre *die* Wirklichkeit. Maturanas Theorie ist der Versuch einer erklärenden Objekttheorie der Erkenntnis, trifft deshalb nur einen sicherlich relevanten Teil-Aspekt. Soweit sie den Anspruch erhebt, Total-Erkenntnis von Erkenntnis zu sein, ist sie philosophische Spekulation, und wenn sie als sichere Grundlage verwendet wird, wird sie zum ideologischen Dogma.

Schmidt aber dient die Theorie als Rechtfertigung und Letztbegründung des ganzen Unternehmens, denn ‚Forscherguppen‘ und Theorien (als ‚Wirklichkeitsmodelle‘) werden ebenfalls als solche zirkuläre Systeme gesehen, deren Konsens durch Gruppenkohärenz und Konsistenz der Vorstellung hergestellt wird. Damit aber ergibt sich eine raffinierte Form von Zirkularität und Dogmatisierung. Denn die besondere Pointe besteht darin, daß Maturanas Theorie Zirkularität der Erkenntnis als *Aussage* enthält: Die Theorie ist versiegelt durch die ‚Fundierung‘ in einer Theorie, die den Zirkel für notwendig erklärt, konsistenter geht es nicht. Es ist die logisch notwendige Konsequenz (also konsistent), wenn eine derartig ‚fundierte‘, ‚autopoietische‘ Theorie jede Scheu vor Immunisierungsverfahren<sup>5</sup> verliert, sich auf ‚selbstreferentielle‘ Explikationen von Tautolo-

<sup>3</sup> *Traktat über kritische Vernunft*, Tübingen 1980, S. 11 ff.; im Nachwort Auseinandersetzung mit Kritikern. Zu einigen Applikationsmöglichkeiten dieser Position auf die Literaturwissenschaft vgl. meine *Kritisch-Rationale Literaturwissenschaft*, München 1976; der Hinweis ist vielleicht nicht ganz überflüssig, daß Schmidts Referat aus meinem Büchlein im *Grundriß* II, S. 42 ff., verständig und korrekt ist.

<sup>4</sup> Jetzt in dt. Übers. *Erkennen: Die Organisation und Verkörperung der Wirklichkeit*. Braunschweig 1982.

<sup>5</sup> Schmidt verwendet diese Verfahren ganz arglos, denn sonst hätte er nicht im Anhang von *Grundriß* I nach 41 „Definitionen“ noch 11 „Hypothesen“ zusammengefaßt, deren einziger empirischer Gehalt in der These besteht, daß die Wirklichkeitsreferenz poetischer Texte anderer Art ist als die nicht-poetischer Texte (ergänzt um die Einsicht, daß man alles in der Welt als System auffassen kann); der Rest ist tautologische Amplifikation. Ich zitiere der Einfachheit halber nur die letzte dieser *Hypothesen* einer *empirischen* Literaturwissenschaft: „Das System Literarischer Kommunikationshandlungen SyLKH ist in unserer Gesellschaft G seit der Entwicklung von Massenmedien ein System Literarischer Massenkommunikationshandlungen SyLMKH, für das gilt, daß die in ihm vollzogenen Handlungen von Kommunikationsteilnehmern Literarische Mas-

gien, ‚homöostatisches‘ Herauspicken von Aspekten nach Kompatibilitätsgesichtspunkten, ‚zirkuläre‘ Definitionskreisläufe, ‚autopoietische‘ Leerformeln usw. einläßt, sich ‚geschlossen‘ nach außen abschottet und Diskussionen nur „unter Einschluß erkenntnistheoretischer und wissenschaftstheoretischer Dimensionen“ zu führen gewillt ist. Denn diese ‚Dimensionen‘ sind so beschaffen, daß alle in ihnen situierten Aussagen – als Aussagen eines selbstbestätigenden Systems – kritik-immun sind. Nur: „Eine inkonsistente Theorie kann nicht ganz richtig, aber eine konsistente Philosophie kann sehr wohl völlig falsch sein.“ (Bertrand Russel)

Ein zweites Kardinalproblem ergibt sich daraus, daß Schmidt erklärende Theorien ins Normative (oder Präskriptive oder ‚Konstruktive‘) wenden will. Aus der Erkenntnis, daß alle Menschen Sünder sind, kann man nicht ohne weiteres schließen, daß man möglichst viel sündigen soll. Wenn man eine zutreffende Beschreibung des tatsächlichen Wissenschaftsbetriebes als Konstruktionsanweisung für eine neue Wissenschaft anwendet, dann hat diese auch sämtliche Fehler der alten. So kann Schmidts Aufforderung, nicht umstandslos Ergebnisse zu vergleichen, als normative Wendung von Kuhns ‚Inkommensurabilitäts‘-These<sup>6</sup> aufgefaßt werden; wird diese empirische These normativ gebraucht, ergibt sich daraus – konsistent! – ein Immunisierungsgebot. Hier ließe sich ebensogut, vielleicht besser, sagen, man solle der tatsächlich vorhandenen Tendenz zur ‚Inkommensurabilität‘ (die in den Humanwissenschaften meist nur in der Jargon-Pflege besteht) möglichst entgegenwirken, damit Diskussion und kritische Prüfung möglich werden. Umgekehrt: Bei Kuhn kommt kaum vor – weil es so selbstverständlich ist –, daß die Mitglieder empirisch vorfindbarer Forschergruppen in aller Regel der Auffassung sind, ihre Position sei wahrheits-näher als die der Konkurrenz. Wollte man auch diesen empirischen Befund bei der Konstruktion anwenden, so müßte man die – meinetwegen – Illusion der Wahrheit, eventuell wider besseres Wissen, in die neue Wissenschaft mit einbauen (und ich vermute, daß es ihr nicht schlecht bekommen würde). – Hier muß also ein sehr starkes zusätzliches Kriterium hinzutreten, wenn die Auswahl anzuwendender Befunde nicht willkürlich werden soll.

Mit der Etablierung von Maturanas Erkenntnisbiologie ‚löst‘ Schmidt auch dieses Problem der Auswahl-Normen. Er wendet hier intuitiv ein normativierendes Prinzip an, das stärker ist als das vage ‚Bedarfs‘- oder Relevanzpostulat,<sup>7</sup> aber nur negativ wirkt; es ist das ‚Brückenprinzip‘ (Al-

senkommunikationshandlungen [...] sind.“ (S. 326) Solche empirisch leeren „Hypothesen“ lassen sich natürlich mühelos – um eine Redeweise Schmidts zu verwenden – ‚erfahrungswissenschaftlich stützen‘, denn sie sind mit jedem denkbaren Befund verträglich.

<sup>6</sup> In der von Feyerabend radikalisierten Version. Kuhn konstatiert immerhin eine ‚partielle Kommunikation‘, und die wäre ein Ansatzpunkt. – Eine Diskussion der Theorie Sneed und der Sneed-Rezeption des NIKOL-Kreises würde den Umfang dieser Rezension verdupeln. Nur so viel: Theoriekerne gelten als kritik-immun; möglich sind nur Widerlegungen der Kernerweiterungen und der Anwendungen im Rahmen des ‚normalwissenschaftlichen‘ Verfahrens. Wer wie Schmidt ein ‚neues Paradigma‘ ausruft, also einen neuen Kern, kann also nicht kritisiert werden. Konsistent. Allerdings gehört nach Sneed zu einer erfolgreichen Theorie, gleichrangig mit dem Kern, auch die Modell-Teilmenge I: Eine vorbildliche, konkrete, überzeugende Problemlösung (Kuhns ‚exemplar‘) . . . Läge sie vor, dann würde sich der ganze Begründungs-Aufwand (und diese Rezension) als das erweisen, was er ist: völlig nebensächliches Schattenspiel. (Die denkbar kürzeste Information zu Sneed bei Wolfgang Stegmüller, *Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie*, Bd. 2, Stuttgart <sup>6</sup>1979, S. 468 ff. und 753 ff.)

<sup>7</sup> Schmidt denkt an ein Kriterium des ‚intersubjektiven gesellschaftlichen Interesses‘ oder ‚Bedarfs‘ (Grundriß I, S. 5 f.); wird dieser ‚Bedarf‘ empirisch erhoben, so ergibt sich abermals ein ‚naturalistischer Fehlschuß‘. Das Unmöglichkeitens-Kriterium als zusätzlicher Filter solcher Marktforschung wird explizit zum Ausschluß textadäquater Interpretation verwendet (S. 291 ff.). Doch

bert): „Sollen impliziert können“, d. h. es ist sinnlos oder sogar verderblich, Forderungen zu stellen, die gar nicht erfüllt werden können. Dieses Prinzip kann hier nur angewandt werden, wenn bestimmte Arten des Wissenserwerbs für prinzipiell unmöglich erklärt werden. Einen solchen Nachweis gewinnt Schmidt dadurch, daß er dort, wo ‚auch‘ oder vielleicht ‚in ungeahnt hohem Maße‘ stehen müßte (denn wer wüßte nicht um die ‚Subjekt-‘, ‚Vorurteils-‘, ‚Interessen-‘ etc. Abhängigkeit unserer Erkenntnis), ein dramatisches ‚ausschließlich‘ einsetzt, – und jeden Wissenserwerb unmöglich macht.

Die Gründe dafür bezieht er aus der biologischen Erkenntnistheorie. Nur ist die Schmidtsche Version dieser Theorie – und das geht zum Teil auf das Konto von Maturana –, in dieser Form einfach falsch. Organismen (oder auch Forschergemeinschaften) sind ja gar keine ‚geschlossenen Systeme‘ oder ‚Maschinen‘, sondern sie ‚sind‘ offene und damit potentiell lernende Systeme mit einer ‚Oberfläche‘, über die sie mit der Umwelt interagieren (auch Maturanas ‚autopoietische‘ Systeme haben natürlich ‚Oberflächenrezeptoren‘<sup>8</sup>). Es mag gelegentlich heuristisch sinnvoll sein, den Aspekt der Geschlossenheit zu fingieren, wenn man die internen Gleichgewichtstendenzen isoliert beobachten will. Monopolisiert man diesen Aspekt jedoch und wendet ihn zudem ins Normative, dann läuft das auf eine Proklamation von Entropie, auf die Erstarrung im intellektuellen ‚Wärmetod‘ hinaus. Abgesehen von den bedenklichen politischen Implikationen gilt für die Wissenschaft Lichtenbergs Erkenntnis, „daß in einer Wissenschaft nicht viel mehr erfunden wird, sobald sie in ein [geschlossenes, K. E.] System gebracht wird“. Ins Banale und Konkrete, ‚Empirische‘ gewendet: Beobachtet man Wissenschaftlergemeinschaften, insofern sie geschlossene Systeme, d. h. (denn das ist eine Tautologie) zirkulär, selbstreferentiell usw. sind, dann wird man auf das Phänomen der selbstbestätigenden Klügelwirtschaft gestoßen, das man besser nicht meta-metatheoretisch zementieren sollte. – Ohnedies ‚gibt‘ es keine geschlossenen Systeme. Das einzige geschlossene System ist vielleicht das Universum. Jede andere ‚Geschlossenheit‘ ist eine heuristische Fiktion, und es ist fast absurd, wenn eine solche Fiktion dogmatisiert, ontologisiert und zum ‚Fundament‘ gemacht wird.

Nun kann es sehr sinnvoll sein, daß man eine Metatheorie *versuchsweise* dogmatisiert, nicht zum Zwecke der Rechtfertigung oder Begründung oder ‚Konstruktion‘, sondern zum Zweck der kritischen Prüfung und der Verbesserung der Prozeduren einer Einzelwissenschaft. Diese Metatheorie jedoch müßte berücksichtigen, was die Raison jeder Einzelwissenschaft ist: Statt die Primärerkenntnis von der ‚Subjektabhängigkeit‘ bis zur Ausschließlichkeit zu dramatisieren, müßte sie auch eine subjektunabhängige Komponente berücksichtigen.

Ob die Gegenstände auch bewußtseinsunabhängig existieren, ist bekanntlich eine Frage, die unseren Beweisverfahren grundsätzlich nicht zugänglich ist. Angesichts dieser Situation erhält jede

zeigen sich hier auch im Detail die Gefahren einer Verknüpfung von Unmöglichkeits-Kriterium und Begründungs-Denken (Schmidts Rasiermesser‘: Was er nicht fundieren kann, ist nicht möglich.) Zwar kann ‚Richtigkeit‘ von Interpretationen nie sicher begründet werden, wohl aber dürfte unbestritten sein, daß man Interpretations-Fehler – im Sinne des kritischen Verfahrens – nachweisen und qualifizierte Gegenvorschläge machen kann. Wer von einer Wissenschaft mehr erwartet, läuft Mephistopheles in die Arme.

<sup>8</sup> S. z. B. S. 45 f. – Allerdings gibt es bei Maturana immer wieder jene systemtheoretisch bedenklichen Formulierungen, bei denen Schmidt anknüpfen kann: „Autopoietische Systeme“ seien „geschlossene Systeme ohne Input und Output. Von ihnen unabhängige Ereignisse können auf sie einwirken, aber die Veränderungen, die sie aufgrund solcher Einwirkungen durchlaufen [...] entstehen aufgrund der Konstitution der Systeme als interne Zustände unabhängig von der Art der Einwirkung von außen“ (S. 303). Gemeint ist vermutlich, daß der Input nicht in ‚Bilderchen‘ oder dergleichen besteht, sondern daß das Verhalten des Organismus nur mit ‚Ja‘/‚Nein‘ oder ‚Paßt‘/‚Störung‘ beantwortet wird. Eine ‚Störungs‘-Meldung aber ist ein Input, und wer Erkenntnis als eine Folge von Versuch-und-Irrtum-Schritten auffaßt, braucht nicht mehr Offenheit. Auch hier führt die Fixierung auf ein Begründungs-Modell von Erkenntnis – ‚Offenbarung‘ an ein passives Subjekt – zur Diagnose ‚unmöglich‘ und zum Kollaps.

Einzelwissenschaft ihre ‚Fundierung‘ allererst in einer *Entscheidung*. Nur wer Rationalität grundsätzlich mit einem Begründungsregreß identifiziert, kann in einer solchen Entscheidung die irrationale „Basis willkürlich akzeptierter Wahrheiten“ sehen (Maturana, S. 80), die dann zu allerlei Eskapaden berechtigt. Es handelt sich vielmehr um eine durchaus *rationale* ‚Entscheidung unter Risiko‘ anhand der *kritischen Prüfung* der jeweiligen Folgen. Diese *Entscheidung* zwischen zwei Metaphysiken treffen wir fortwährend: Wir wissen nicht, ob das Frühstücksei und unser Hungergefühl ‚wirklich‘ sind, aber vorsichtshalber essen wir’s doch, und das Verfahren hat sich bisher auch recht gut bewährt. Wir betreiben Wissenschaft *für den Fall, daß es eine objektive Realität gibt*. Da wir uns auch im gegenteiligen Fall irgendwie die Zeit vertreiben würden, ist das eine Wette mit optimalem Verhältnis von Einsatz und möglichem Gewinn.

Diese Wette auf ‚Realität‘ setzt keineswegs, wie Schmidt unterstellen will, einen naiven Abbild-Realismus oder gar einen ‚Wahrheitsterrorismus‘ voraus. Vorausgesetzt wird die Existenz eines ‚Außerhalb‘ – und ein internes, durch phylogenetische Erfahrung (Selektion) vorstrukturiertes *Simulationsmodell*, das in der Lage ist, Rückmeldungen des ‚Außerhalb‘ wahrzunehmen, zu verarbeiten und sich ‚passend‘ dazu zu verändern. Ob die Rückmeldungen analog oder digital oder sonstwie erfolgen, bleibt unentscheidbar. Eine winzige Differenz also nur zu Schmidts Maturana-Rezeption, aber eine von immensen Folgen.

Schmidt blendet solche Ansätze, die beim *Biologen* Maturana durchaus zu finden sind, aus. Andere, dezidiert ‚realistische‘ Konzeptionen der biologischen Erkenntnistheorie – Popper, Lorenz, Vollmer<sup>9</sup> – sind für ihn gänzlich unbrauchbar. Nur Rupert Riedl, der in diese Reihe gehört, wird zitiert im *Grundriß* II, und einigen skeptizistischen Reflexionen kann Schmidt sogar so etwas wie Erkenntnisoptimismus entgegensetzen. Selbst die These, Leben sei ‚hypothetischer Realist‘, taucht auf (S. 7). Jetzt wäre Schmidt eigentlich ganz nahe an Riedls Konsequenz, daß auch wir bei unseren Erkenntnisbemühungen ‚hypothetische Realisten‘ sind, ja, (vom biologischen Standpunkt gesehen metaphorisch formuliert) „daß wir eine objektive Natur mit zunehmender Objektivität zu erkennen vermögen“.<sup>10</sup> Aber das paßt nicht ins homöostatisch-zirkulär-konsistente System und wird weggelassen. ‚Anything goes‘, wenn es nur konsistent ist. Schmidts ‚Konstruktion‘ einer Wissenschaft aus den letzten Werten der Konsistenz und Konsensualität, ‚basierend‘ auf den Prinzipien von Geschlossenheit, Homöostase, Zirkularität usw., *sieht den Fall, daß es die Realität gibt, nicht vor*.<sup>11</sup> Das ist eine schlechte Wette, unbrauchbar für jede Einzelwissenschaft.

Ein ‚starkes‘ positives Kriterium, zwar nicht bei der Konstruktion, aber bei der kritischen Optimierung einer Einzelwissenschaft, wäre dies: Wenn wir bei unserer Wette auf ‚Wirklichkeit‘ setzen, dann kommt (fast) alles darauf an, dieser Wirklichkeit eine Chance zu geben, sich zu melden (damit wir unser Simulationsmodell besser anpassen können). Inkonsistenzen wären dann nicht kosmetisch-definitiv wegzuoperieren (wie das Schmidts Konzeption ohne weiteres erlaubt), sondern als Alarmsignale für Probleme zu verstärken; Empirie wäre nicht als Teil eines selbstbestätigenden Zirkels zu konzipieren, sondern als Verfahren der ‚Kontrollpeilung‘, das möglichst raffiniert zu handhaben wäre, um Zirkularität einzuschränken; das wäre eine empirisch-theoretische Wissenschaft im klassischen Sinn. – Gewiß doch, ich weiß, in diesem Verfahren

<sup>9</sup> Karl R. Popper, *Objektive Erkenntnis*. Hamburg 1973; Konrad Lorenz, *Die Rückseite des Spiegels*. München 1973; Gerhard Vollmer, *Evolutionäre Erkenntnistheorie*. Stuttgart 1975; vgl. ferner Franz M. Wuketits (Hg.), *Concepts and Approaches in Evolutionary Epistemology*. Dordrecht 1983.

<sup>10</sup> Rupert Riedl, *Biologie der Erkenntnis*. Berlin <sup>2</sup>1980, S. 16; vgl. auch das Popper-Motto des entsprechenden Kapitels, sowie S. 179f.

<sup>11</sup> Rusch und Schmidt betonen, daß ihre „Basis“ nicht „mit philosophiegeschichtlichen Positionen idealistischer oder solipsistischer Art verwechselt werden darf“ (S. 8). Tatsächlich gelingt es Maturana, auf der Grundlage gemeinsamer genetischer Ausstattung und ‚konsensueller Bereiche‘ (kleine Anleihe beim Realismus), so etwas wie Kommunikation zu ermöglichen. Da dann freilich das unselige ‚Geschlossenheits‘-Konzept wieder zuschnappt, kommt es zu einem Gruppen-Solipsismus und Theorien(Modell-)Idealismus, deren Folgen denen der älteren Positionen zum Verwechseln ähnlich sind. Unschädlich wäre das allenfalls innerhalb einer Hermeneutik der ‚Horizontverschmelzung‘, nicht aber bei Schmidts Vorhaben, das ‚Handlungssystem Literatur‘ zum Gegenstand zu machen.

stecken Probleme, über welche die Wissenschaftstheoretiker noch immer heftig diskutieren. Aber das stört nur dann, wenn wir uns aus dem Meta-Bereich Rechtfertigung, Begründung oder Konstruktionsanweisungen erwarten. Wenn wir jedoch das kritische Verfahren anwenden, dann können wir getrost weiterarbeiten, bis den Wissenschaftstheoretikern die entsprechenden Lösungen gelungen sind; sie werden uns davon wissen lassen, und wir werden dann prüfen, ob uns ihre Erkenntnisse bei der Verbesserung unserer Verfahren helfen können.

Die undurchschaute Rolle der Empirie in einer Einzelwissenschaft<sup>12</sup> führt zu jenen pseudoinduktivistischen Datenhubereien des Trakl-Buches, die sowohl im Rahmen der selbstbestätigenden ‚empirisch-theoretischen‘ Konzeption Schmidts als auch im Rahmen einer empirisch-theoretischen Wissenschaft überflüssig sind. Es steckt weit mehr qualifizierte Empirie im Verfahren jenes ‚hermeneutischen‘ Interpreten, der seine Deutungshypothese anhand des Grimm’schen Wörterbuches prüft. Daß dergleichen Verfahren systematisiert und verbessert werden können und sollen (die Auszählungen im 6. Kapitel sind eine solche Verbesserung), und daß den in der Literaturwissenschaft angewandten Vermutungen (Theorien) ein höheres Maß an Explizitheit zu wünschen wäre – wer möchte das leugnen!

Das reine Konsensus- und Konsistenz-Modell von Wissenschaft (wie war das seinerzeit mit Habermas’ Deutung der ‚hermeneutischen‘ Wissenschaften?) und die selbstbestätigende Zirkularitätsthese (wie war das mit Heidegger?) machen Wissenschaft zu einer Veranstaltung, die sich im Prinzip nicht von einem *délire à deux* unterscheidet. Wer die pragmatische, riskante, metaphysische, aber durchaus rationale ‚Fundierung‘ von Wissenschaft in einem ‚hypothetischen Realismus‘ nicht wahrhaben will, der gerät unweigerlich in den Wirbel jenes transzendentalen Schwarzen Lochs, darin Fichte und das Wilde Heer der Begründungsphilosophen hausen, und aus dessen Sog kein Weg mehr zur Einzelwissenschaft zurückführt. Er wirbelt und wirbelt im Zirkel . . . und findet erst wieder Ruhe im radikalen Skeptizismus oder in der Mystik. Das zumindest wäre meine Prognose für das zweite Jahr-Dutzend. Davor aber liegt zumeist eine Zwischenphase, die noch Raum für Hoffnungen läßt und die nun anscheinend erreicht ist. Die ‚Empirische Literaturwissenschaft‘ hat neuerdings ein eigenes Organ: ‚Siegener Periodicum zur Internationalen Empirischen Literaturwissenschaft‘. Abgekürzt: SPIEL. –<sup>13</sup> Ein guter Name für konsistent-konsensuellen Zeitvertreib. Wie wäre es, wenn man spaßeshalber einmal die Wette auf Realität in die Spielregeln aufnähme? Der Einsatz wäre minimal, aber der Gewinn wäre vielleicht eine empirisch-theoretische Wissenschaft. –

Das hatte ich geschrieben, ehe mir Schmidts Aufsatz: ‚Unsere Welt – und das ist alles‘ (*Merkur* 36, 1982, S. 356–366) auf den Schreibtisch kam, der wohl den letzten Stand der Dinge dokumentiert. Hier steht nun freilich mehr auf dem Spiel,

<sup>12</sup> Die Untersuchungen *Zum Literaturbegriff in der Bundesrepublik Deutschland* von D. Hintzenberg, S. J. Schmidt und R. Zobel, Braunschweig 1980, fördern mit dem Apparat der empirischen Sozialforschung einige recht interessante Ergebnisse zutage. Aber sie müssen ständig in Schmidts Geschäftsverteilungsplan ‚lokalisiert‘ werden und dienen nur ‚zur Stützung‘ statt zur Prüfung von Hypothesen. Versteht sich, daß am Ende der ersten Untersuchung die Hypothesen ‚als empirisch bestätigt angesehen werden können‘ (S. 97), und wenn es bei der zweiten nicht völlig klappt, dann war auch das ‚zu erwarten‘ (S. 211). Wird Schmidts Konzeption konsequent durchgeführt, dann hat Empirie nur die Funktion eines rhetorischen Stilmittels.

<sup>13</sup> Herausgegeben von Schmidt und Reinhold Viehoff.

nämlich ein „postmodernes“ europäisches Welt- und Menschenbild“, das unter dem Markennamen „Radikaler Konstruktivismus“ auf den Weltanschauungsmarkt geworfen wird. Sprachlich meldet sich die Transzendentalphilosophie bereits deutlicher, wenn auch noch etwas holprig: „Die Bedingung der Möglichkeit von Erkenntnis ist [. . .] allein die Konstruktivität des Organismus, und keinerlei ontologische [?] Wirklichkeit.“ Gewichtig, konsistent und konsensfähig schreiten Tautologien, Trivialitäten und Leerformeln einher: „Die Logik der Beschreibung aber ist isomorph der Logik des beschreibenden Systems“. Wer hat das je bezweifelt? Die „neuere physikalische Weltanschauung“ (in der durchaus umstrittenen ‚Kopenhagener‘ Deutung, versteht sich, denn die paßt zu allem) „weist nach Capra in eine Richtung, die das Universum als Einheit sieht und sowohl unsere natürliche Umgebung als auch unsere Mitmenschen umfaßt“, woran wohl einzig überraschend ist, daß eine ‚Richtung‘ etwas ‚sieht‘ und ‚umfaßt‘.

Für mitteilenswert wird gehalten, daß „der moderne Atomphysiker wie der östliche Mystiker“ sich darin einig sind, „die Welt“ aufzufassen „als ein System untrennbarer, einander beeinflussender und sich ständig bewegender Komponenten und den Menschen als einen wesentlichen Bestandteil dieses Systems“ – wer wagte da zu widersprechen! Kein Wunder, daß im Rahmen des ‚Radikalen Konstruktivismus‘ „auch mystisch klingende Worte nicht gescheut werden“ und „erstaunliche Parallelen“ zu „Buddhismus, Hermetik, Mystik, Schamanismus oder Sufismus“ entstehen, und das alles noch dazu mit einer „erfahrungswissenschaftlich gestützten Argumentation“. Nur: Es gibt nichts, was man nicht erfahrungswissenschaftlich ‚stützen‘ kann, doch vieles, was man erfahrungswissenschaftlich prüfen sollte, und leider auch einiges, was sich solcher Prüfung durch seine empirische Leere entzieht.

Noch immer aber wird Schmidt von Inkonsistenzen eingeholt. Denn wenn eine Realwissenschaft wie die Biologie als ‚Basis‘ genommen wird, setzen sich deren realistische Voraussetzungen auch in der Argumentation des Nicht-Realisten immer wieder durch. „Es gibt nicht ‚die Wirklichkeit‘, sondern nur subjektabhängige Welt- beziehungsweise Wirklichkeitsmodelle – und nichts ‚dahinter‘ und nichts ‚davor‘.“ Mag sein, daß bei manchen Modellen von Schmidt nichts dahinter und nichts davor ist, aber normalerweise sind Modelle solche ‚von etwas‘. Die „Wirklichkeitsmodelle“ seien „Problemlösungen, die für unsere Unternehmungen gepaßt haben oder passen“ – aber wo haben sich diese seltsamen „Unternehmungen“ abgespielt? Erkenntnis sei ein „Spiegel der Ontogenese des Erkennenden.“ Eine erfahrungslose Ontogenese ohne Umwelteinflüsse gibt es aber nicht, und auch Schmidts Gewährsmann meint immerhin, daß die „tatsächliche Konnektivität des Nervensystems jedes Individuums“ auch „durch die Interaktionen im Verlauf seiner Ontogenese bestimmt“ seien (Maturana, S. 308; Schmidt selbst: „Lebende Systeme werden laufend durch die Umwelt und das System selbst (?) deformiert“). Wie kann man dann schließen: „Nicht die Umwelt prägt unserem Erkennen den Stempel auf, sondern das Subjekt konstruiert seine Welt“ (Hervorhebung von mir)? Die „Schranken der Welt sind allein die kontingenten Beschränkungen unserer biologischen und intellektuellen Ausstattung“, – richtig, doch der Biologe würde nicht nur eine weiter nicht erklärbare ‚Ausstattung‘ konstatieren (wie das noch Kant tun mußte), sondern den ‚Ausstatter‘ im Selektionsdruck der Umwelt im Verlauf der phylogenetischen und ontogenetischen Evolution suchen. Schmidt ist ganz nahe dran: „Die Wirklichkeitskonstruktion“ mache Gebrauch von den „Erfahrungen der biologischen Selektion“ – aber der unklare Genitiv erspart ihm die Auskunft darüber, wer die Selektion veranstaltet hat. – Alles vielleicht keine

stichhaltigen Einwände mehr, denn immer schon hatten Mystiker und Skeptiker für diese Situation das Bild von der sprachlichen Leiter parat, die nach Gebrauch umgestoßen wird.

Fachbereich Sprach- und Literatur-  
wissenschaften der Universität Trier  
Postfach 3825  
D-5500 Trier

*Karl Eibl*